Ischl allein hat Waggonladungen von Büchern konsumiert. Das Buch in der Sommerfrische ist aber eine recht unerfreuliche Sache. In Romanen nimmt es sich ja ganz hübsch aus, wenn die Heldin in der schmalen, weißen Hand ein Buch hält, aus dem ihr Blick gegen den tiefblauen Himmel, den grünen See und die bunte Wiese gleitet. Und wenn sie dann das Buch mit einem raschen Entschluß zuklappt und nervös aufspringt, so weiß der hochgespannte Leser schon, daß der Held im hellen Sommeranzug sofort auf der Terrasse erscheinen wird. In Wirklichkeit aber verhält sich die Geschichte des Sommerbuches ganz anders. Die schöne Frau sitzt nicht auf der Terrasse, weil es dort zu kalt ist, sondern in der Halle; sie ist wütend darüber, daß ihre Hände weiß und nicht braungebrannt sind, der Blick gleitet auf nichts als auf Schnürlregen und Nebelschwaden, und wenn „er" endlich erscheint, so ist er in Loden gekleidet, trieft von Nässe und spricht vom Hundewetter.

Menschenmacht — Naturgewalt.

Im Kölner städtischen Strandbad kam es kürzlich zu stürmischen Auftritten, die sich gegen die von den Stadtvätern verordnete Trennung des Familienbades in Herren- und Damenbad richteten. „Peter" besingt jetzt im „Tag" diesen elementaren Ausbruch der geknechteten Menschennatur in würdigen Versen:

In dem Kölner Strandbad fahste
Plötzlich, wie ein Aufruhr raste.
Männer grollten, Frauen grollten,
Weil sie einzeln baden sollten.
Sie empfanden als so bitter
Das Geschlechtertrennungsgitter —
(Doch das Sonderbaden blieb
Für den Stadtrat ein Prinzip).
Jedes Bad kriegt erst die Weihe
(Grollten sie) durch bunte Reihe.
Horch, man hört ein dumpfes Murr'n,
Und im Wasser wächst der Zurn.
Jetzund fand ein Stürmen statt
Nach dem Zaun von's Damenbad.
Aller Fäuste wurden härter,
Man bewältigte die Wärter.
Und so gab es eine Weile
In dem Strandbad mächtige Keile.
Leuchtend grüßten Frau'n die Gatten,
Die den Zaun zermöbelt hatten.
Aaaaaber in des Stadtrats Schoß
Ging ein tiefes Grübeln los:
Menschenmacht und -vorschrift prallt
Ab an der Naturgewalt . . ."

Die Dreifahn.

Was mag das wohl sein, die Dreifahn? Nun, wenn der Leser folgende Bekanntmachung durchstudiert hat, die dieser Tage, der „Täglichen Rundschau" zufolge, von einer reisenden Zigeunerbande in einem Ostseebad angeschlagen wurde, dann weiß er's. Sie lautet:

„Bekantmachug Das die Künstlergelschaf Am Dienstag die Erste Haubtvorstellung Stadt Findel 6 M. Ucharischesstreichkonzert 4 Luftakrokan, 3 Klone Damen Gesag, Komicker Ucharischtanze, Tresirte Pferde und Hunde Ansag 8 Uhr, Preisre der Pletze Siesplats 30, Stehplats 20 für Kinder auf alle Pletze die Helfte, es Ladet Freundlich Ein die Dreifahn.

Robert Adler, Am Mietwoch Findet die zweite Vorstellung Stadt. Die Vorstellung findet Stadt im Zelt die Strafe zum Bahnhoff."

Eigentlich ist's ganz nett, daß die Künstler ihrem Publikum schon durch das ihm auferlegte Studium dieser Bekanntmachung eine Vorfreude bereiten.

Taschenmesser in Italien.

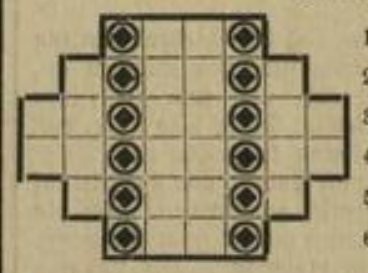
Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung schreibt: Wir haben schon wiederholt darauf hingewiesen, daß Deutsche, die nach Italien reisen, die dort bestehenden strengen Verbote des Waffentragens beachten müssen. Die Gefahr, diese Verbote zu übertreten, liegt um so näher, als zu den verbotenen Waffen neben wirklichen Waffen, wie Schußwaffen, Degen und Messer mit feststellbarer Klinge, auch einfache Taschenmesser, Scheren u. s. w. von gewisser Länge angehören. Während aber die Mitnahme von Waffen dem Inhaber eines Waffenpasses gestattet ist, dürfen die letztbezeichneten gefährlichen Werkzeuge in keinem Falle getragen werden. Die Zuwiderhandlung gegen die betreffenden Vorschriften hat für den Fremden deshalb so unangenehme Folgen, weil sie mit Gefängnisstrafe bedroht ist. Erst kürzlich ist die Außerachtlassung der italienischen Vorschriften wieder zwei Deutschen verhängnisvoll geworden. Bei diesen wurden von der italienischen Polizei Taschenmesser vorgefunden, welche die zulässige Länge überschritten. Sie wurden deshalb verhaftet, die Nacht über im Polizeigewahrsam zusammen mit den anderen Arrestanten festgehalten und erst am folgenden Tage auf Verwendung des deutschen Konsulats freigelassen. Es sei hier deshalb nochmals zur Warnung betont, daß man in Italien u. a. Messer und Scheren, die entweder zugespitzt oder mit einer mehr als 4 Zentimeter langen schneidenden Spitze oder einer mehr als 10 Zentimeter langen Klinge versehen sind, auch Rasiermesser, Zirkel und Schlagringe nicht bei sich führen darf.

— Begründete Vorsicht. „Jonny, ich glaube, du hast deine Geographie noch nicht gelernt?" „Nein, Mama. Aber ich hörte, wie Papa sagte, die Karte von Europa könnte sich jeden Tag ändern, und da wollte ich lieber noch ein bischen warten."

— Höchst einfach. A.: „Sagen Sie mir doch einmal, was tun Sie denn eigentlich, daß Sie so dick werden?" — B.: „Gar nichts!"

Rätsel-Ecke.

Füllrätsel.



1. an Bäumen und Sträuchern.
2. Himmelsrichtung.
3. deutscher Fürstentitel.
4. deutscher Staatsmann.
5. Kunsttheorie.
6. Zahlwort.

In die Felder vorstehender Figur sind die Buchstaben AAA, B, DDD, EEEEE, F, G, II, KK, LLL, NNNNNN, OO, P, RRR, T, UU derart einzutragen, daß die wagrechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung bilden, während die beiden durch schwarze Felder bezeichneten senkrechten Reihen die Namen zweier europäischen Hauptstädte ergeben.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Kamm-Rätsels von voriger Nummer:

T R A U E R S P I E L
a b n a r o
n e t g a r
z l e o n d

Druck und Verlag der Bernh. Hofmannschen Buchdruckerei in Wildbad. — Verantwortlich: E. Reinhardt daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt

zum

Freien Schwarzwälder.

Nr. 64. Wildbad, Mittwoch, den 13. August. 1913.

Rekrutenlied.

Wie ist doch die Falschheit
so groß in der Welt,
daß alle jungen Burschen
sollen ziehen ins Feld!

Wir treten vor den Doktor
und er suchet uns aus
und die Krüppel und die Lahmen
die schickt er nach Haus.

Der Hauptmann sitzt daneben
schaut die Burschen wohl an:
Seid nur lustig, seid nur fröhlich,
ihr kommet alle daran.

Aus: Lippische Volkslieder.

Die Krone des Lebens.

30] Roman von Maximilian Böttcher.

Nachdruck verboten.

auf Bouraths dringenden Wunsch sah Friedrich von der Veranstaltung einer offiziellen Verlobungsfeier ab, obgleich Isabella darauf brannte, all ihren näheren und weiteren Bekannten vor Augen zu führen, was für einen schönen und klugen Bräutigam sie hätte, und wie über die Maßen glücklich sie sich an seiner Seite fühle.

Damit sie aber doch auf ihre Kosten käme, gab der Kommerzienrat gelegentlich seines auf den letzten Oktober fallenden sechzigsten Geburtstages ein Diner zu hundert Gedecken. Und er hatte die Genugtuung, daß sehr viele von den Gästen, die er wertschätzte, besonders ältere Herren und Damen, zu ihm herantraten, ihm die Hand drückten und anerkennend sagten:

„Ein außerordentlich sympathischer Herr, Ihr zukünftiger Schwiegersohn. Und wie man hört, ein so hervorragender Kanzelredner und aufopfernder Seelsorger." — „Der Mann wird seinen Weg machen; sein Gesicht leuchtet ja ordentlich von Geist und Güte." — „Wie rührend besorgt er um Isabella ist, und wie Isabella vor Glück strahlt. Nie habe ich sie so blühend gesund und frisch gesehen. Es ist ordentlich eine Herzerhebung, wieder einmal eine echte und rechte Liebesheirat mitzuerleben. Man dachte, so etwas gäb' es gar nicht mehr in unseren Tagen."

Der Kommerzienrat in seiner Herzensfreude darüber, daß nun doch noch alles zu einem guten Ende gekommen, tat ein übriges: zu den zwei Millionen, die er für seine Arbeiter stiftete (auf die Schönauer Fabriken entfielen von der Spende allerdings nur sechsmalhunderttausend Mark), gab er noch achtzigtausend Mark für den Bau neuer Schulhäuser in Fichtenwalde und Schönaue und sagte zu Heinz, dem er die Summe aushändigte:

„Alles Weitere veranlassen Sie nur. Und daß Sie mir recht hohe, lichte Klassenräume bauen, in denen es auch an Schönheitsschmuck nicht fehlt. Für die Kinder ist nur das beste gut genug; die jungen Seelen müssen sich im Schulzimmer schon durch die äußere Umgebung erhoben fühlen, gleichsam wie in einer Kirche. Und wenn das Geld nicht reicht, leiste ich hernach gern noch einen Zuschuß."

Wenige Tage nach dem Fest sprach Isabella zu Heinz:

„Morgen komme ich wieder in die Abendschule und übernehme den Unterricht in meiner Abteilung. Ehrlich gestanden, habe ich mich schon sehr gewundert, daß du mich nicht längst darum gebeten hast."

„Willst du es nicht lieber lassen?" fragte Heinz. „Ich fürchte, du findest auf die Dauer keine rechte Befriedigung daran. Und schließlich leidet auch wohl deine Gesundheit wieder unter der doch immerhin recht anstrengenden Tätigkeit."

„Du!" schmollte Isabella und drohte ihm dabei scherzend mit dem Finger, „fängst du schon wieder mit deinem Mißtrauen an?" Und als er mit schweigendem Lächeln die Achseln zuckte, fuhr sie fort: „Ich habe den Kindern ohnehin ein kleines Freudenfest mit Schokolade und Kuchen und allerhand Überraschungen zugedacht. Und dann muß ich meinem lieben Bräutigam doch auch überallhin nachlaufen, wenn ich was von ihm haben will — so schrecklich rar, wie er sich macht."

Da ließ Heinz sie gewähren, und obgleich er's nicht gehofft hatte, konnte er doch in den nächsten Wochen mit Freude feststellen, daß sie sich ihrem Amt mit weit größerem Interesse hingab als früher; — wenn auch dem Ton, in dem sie mit den Kindern verkehrte, keine rechte Herzenswärme eigen war.

Die früher gepflegten Besuche bei Kranken und Armen nahm Isabella nicht wieder auf; und treuherzig erklärte sie:

„Der Anblick von allem, was Elend heißt, ist mir unerträglich, macht mich selbst krank auf Tage hinaus. Darin hast du schon ganz recht, daß niemand aus sich heraus kann. Du mußt mir also nicht böse sein, und darauf magst du dich getrost verlassen: mindestens die Hälfte von meinen Zinsen werd' ich immer für deine Bedürftigen hergeben. Und ist die Aussicht, ausgiebig helfen zu können, wo's irgend nottut, nicht auch eine Freude für dich, die manches aufwiegt, womit ich vielleicht dein Mißfallen errege?"

Und Isabella gab wirklich auch jetzt schon mit übervollen Händen. Daß sie dabei ihre persönlichen Ausgaben oft in kindlich-naiver Weise beschränkte, gewissermaßen im Sinne des Sprichwortes: „Am Zapfen sparen, am Spundloch laufen lassen" — durfte ihr Heinz deshalb zürnen? Konnte er mehr von ihr verlangen, als den guten Willen?

Nur das eine bereitete ihm unaufhörlichen Kummer: daß seine Mutter und Isabella keinen Herzenston füreinander finden konnten, daß sie sich fremd blieben wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft.

19. Kapitel.

Längst breitete der Winter wieder seine weiße Schneedecke über das frosterstarrte Land.

Mit so freudiger Dankbarkeit die Stiftungen des Kommerzienrats von den Arbeitern des Braunkohlenwerks und der Glashütte aufgenommen worden waren, so sehr hatten sie andererseits dazu beigetragen, die Arbeiter der fremden Betriebe: der Barthelschen Töpferei, der von Simonschen Holzbearbeitungsanstalt und der Frankensteinschen Weberei, noch mehr zu verbittern; denn nie empfindet der in Dürftigkeit und Armut Dahinlebende seine drückende Lage härter, als wenn er mit ansehen muß, wie sein um nichts tüchtigerer oder fleißigerer Nach-

war weicher und wärmer gebettet ist als er selber.

In der Frankensteinschen Fabrik war die Gärung vom Vorjahr her ohnehin nicht zum Stillstand gekommen.

Anfang Februar sah sich auch Herr von Simon, dessen Holzbearbeitungsanstalt gerade mit dringenden Aufträgen überschüttet war, wohl oder übel genötigt, den Stundenlohn von zwanzig auf fünfundzwanzig Pfennig zu erhöhen; denn, wenn der Streik, mit dem seine Leute schon seit Wochen drohten, Wirklichkeit würde, so mußte ihm das Verluste bringen, welche die Mehrausgabe für die Lohnaufbesserung um das hundertfache übertrafen.

Frankenstein dagegen, dem ob des im Vorjahr erfochtenen glänzenden Sieges der Kamm noch immer bedenklich geschwollen war, machte „kurzen Prozeß" und entließ die sechs, die ihm seine Beamten als Rädelsführer bezeichnet hatten, „um ein Exempel zu statuieren".

Die Entlassung der sechs aber, die sich in ihren Leistungen nie das geringste hatten zuschulden kommen lassen, schlug dem Faß den Boden aus. Die Weber warfen Frankenstein die Arbeit vor die Füße und proklamierten den Streik.

Eine Woche später folgten die Barthelschen Töpfer dem gegebenen Beispiel.

Anfang März, als der Ausstand drei Wochen im Gange war, tauchte auch Wilhelm Bartikow wieder auf dem Kriegsschauplatz auf und machte sich dadurch, daß er tausendfünfhundert Mark in die Streikkasse legte, zum Herrn der Situation.

Der über Erwarten günstig verlaufene Zwangsverkauf des väterlichen Bauerngutes hatte ihm nahezu dreitausend Mark als Erbanteil in den Schoß geworfen; die geringere Hälfte aber wollte er vorläufig noch für kritischere Zeiten in Reserve behalten; war er doch auch dahin informiert, daß die Partei, um Stimmen für die Wahl zu gewinnen, vorläufig mit ausgiebigen Beihilfen und Zuschüssen nicht kargen würde.

Heinz Vollrath stand in dieser Zeit auf einem schweren Posten. Ehe der offene Kampf entbrannt war, hatte er — wenn auch gegen seine innere Überzeugung und ohne innere Wärme — gegen den Streik gepredigt; haltet Frieden, Frieden.

Seine Aufopferungsfähigkeit, sein unermüdliches Üben werktätiger Nächstenliebe bei Armen und Kranken verfehlten ja auch ihre Wirkung nicht. Und so völlig ging er in dieser harten Zeit auf in seinem Beruf, daß er oft die ganze Woche hindurch keine einzige Mußestunde fand, die er seiner Braut hätte widmen können; ja, selbst ihre Briefe, die immer schmollender und grollender wurden, beantwortete er meist nur mit wenigen flüchtigen Zeilen.

Da Heinz Vollrath keine andere Möglichkeit sah, auf Barthel und Frankenstein, als die Hauptanstifter des Kampfes, zu wirken — in die Kirche und die Versammlungen kamen sie natürlich nicht —, so ging er zu ihnen, um ihnen unter vier Augen ans Herz zu greifen, sie in privatem Gespräch zur Nachgiebigkeit gegen die berechtigten Wünsche ihrer Arbeiter zu bewegen. Aber keiner von beiden ließ sich in eine Unterhaltung mit ihm ein; — Frankenstein wies ihn sogar in verletzender Form ab und schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

Heinz, aufs äußerste empört und ohnehin nervös gemacht durch Isabellas unaufhörliche Vorwürfe, denen sich schon wieder versteckte, auf die Erregung von Eifersucht abzielende Drohungen gesellten, ließ sich von seiner verbitterten Stimmung zu einer Handlung des Zornes hinreißen: er verfaßte und publizierte einen „offenen Brief" an Frankenstein und Barthel, in dem er sie in eindringlichen Worten warnte, warnte vor dem „hageren, abgezehrten, in Lumpen gehüllten Gespenst der Massenarmut, das unter dem Druck eurer Hartherzigkeit sich emporrecken wird zu riesenhafter Größe, dessen heisere Stimme mächtiger und mächtiger anschwellen wird, der Posaune des jüngsten Gerichtes gleich, und dessen dürre Krallenhände euch oder eure Kinder zerreißen werden, wenn ihr dem Arbeiter den Lohn nicht gebt, dessen er wert ist, und den ihr ihm geben könnt, ohne euch zu entblößen."

Frankensteins von langer Hand vorbereitete Antwort ließ nicht lange auf sich warten: er stellte allen seinen Leuten die Arbeitsbücher zurück mit dem höhnischen Bemerken, daß er ein für allemal auf ihre ferneren Dienste verzichte, er habe im Eulengebirge Weber angeworben, die in acht bis vierzehn Tagen eintreffen würden.

Barthel, der alle Maßnahmen Frankensteins prompt nachzuahmen pflegte, entließ seine Töpfer zwar nicht kurzerhand; aber auch er drohte mit der Einstellung fremder Kräfte, wenn am nächsten Montag früh die Arbeit in seinem Betrieb nicht wieder aufgenommen werden würde.

Ein Sturm wilder Empörung brauste durch die Reihen der Streikenden.

„Laßt sie nur kommen, die Neuen, die Fremden; wir werden sie schon mit blutigen Köpfen nach Hause schicken."

Und sie kamen.

Der helle Sonnenglanz eines herrlichen, frühlingswarmen Aprilnachmittags lag über der aus langem, bangem Winterschlaf erwachten Welt. Die Saatfelder um den Schönauer Bahnhof herum lachten in goldenem Grün, und das dichte Fliedergesträuch auf der Südseite des unsagbar nüchternen Stationsgebäudes hatte schon seine jungen herzförmigen Blätter entfaltet. Auf dem mit schwarzer Schlacke beschütteten Bahnsteig ging Herr von Bannemann gemessenen Schrittes auf und nieder, in der von ihm streng vorgeschriebenen Respektdistanz von mindestens zwei Metern gefolgt von dem langen, dürren Fichtenwalder Gendarm. Der kleine, dicke Schönauer führte etwas abseits den Fuchswallach des Forstmeisters hin und her.

An der Seite des grünen Uniformrockes hatte Herr von Bannemann seinen Hirschfänger hängen, um die enge Taille geschnallt trug er einen gelbledernen Gürtel mit gelblederner Pistolentasche, die große Spielhahnfeder seines Jagdhutes wippte im frischen Hauch des Lenzwindes.

Ab und zu ließ Herr von Bannemann den Blick seiner kalten Augen mit spähendem Ausdruck zu der Lisière des Kiefernwaldes hinüberschweifen, der sich in einer Entfernung von etwa zwei- bis dreihundert Schritten jenseits des Bahngleises aufbaute und die elenden Hütten des Dorfes Schönaue hinter seiner grünen Mauer verbarg.

Eben öffnete sich im Stationsgebäude die Glastür des Dienstraumes, und der kurzgeschorene Kopf des Vorstehers reckte sich neugierig durch den Spalt.

„Wann kommt der Zug eigentlich?" fragte Bannemann in seinem kühlen, hochmütigen Ton.

„Vier Uhr fünfzehn, Herr Forstmeister."

Bannemann zog seinen Chronometer — das Schönauer Stationsgebäude hatte eine Uhr nur im Warteraum. — „Also noch zehn Minuten Zeit . . . langweilige Chose."

Gemessenen Schrittes setzte er seine Wanderung fort, wieder in der Respektdistanz von dem Gendarmen gefolgt, der sich, solange sein Vorgesetzter still gestanden, natürlich auch nicht vom Fleck gerührt hatte.

Nach einer Weile holte Bannemann, ohne im Schreiten innezuhalten, eine Zigarrentasche hervor und steckte sich eine Zigarette an. Über das flammende Streichholz weg blickte er wieder zur Waldlisière hinüber.

Nun . . . der da im Eiltempo die Chaussee entlang kam, war das nicht der Hilfsprediger? — Wahrhaftig!

„Was wollen Sie denn hier?" fragte Bannemann, als Heinz Vollrath, bleich und augenscheinlich sehr erregt, mit flüchtigem Gruß den Bahnsteig betrat. „Die Schlesier mit Vaterunser und Segen in Empfang nehmen?"

„Ich fürchte", entgegnete Heinz, den Hohn ignorierend, „daß die Streikenden sich zu Ausschreitungen gegen die fremden Weber hinreißen lassen möchten. Was hilft alles Warnen und Mahnen dieser leidenschaftlichen Erbiterung gegenüber? Trotzdem hoffe ich, wenn ich den Leuten im letzten Augenblick noch einmal entgegentrete, eventuell bin ich entschlossen, mich zwischen sie und . . ." Er brach, die Stirn runzelnd, ab und biß sich auf die Lippen, als hätte er schon zuviel gesagt.

„Lassen Sie man", entgegnete Bannemann, und ein undefinierbares Lächeln zuckte um seinen schmalen Mund, „lassen Sie man. Ich und meine Gendarmen haben in unseren Repetierpistolen je fünf Patronen — macht fünfzehn Schuß für den ersten Anprall. Und ich denke, die werden auf die verrückt gewordene Horde dieser ausgemergelten Hungerleider beruhigender wirken als salbungsvolle Reden."

(Fortsetzung folgt.)

Kaiser Wilhelm und der Lappenhäuptling.

In Tromsö hat ein Mitarbeiter der norwegischen Zeitung „Aftenposten" eine reizende Geschichte von den Freundschaftsbanden gehört, die Kaiser Wilhelm und einen Lappenhäuptling mit einander verknüpfen, eine Geschichte, für deren Wahrheit er eintritt. Vor einigen Jahren äußerte der Kaiser auf einer Nordlandfahrt, die bis Tromsö ausgedehnt wurde, den Wunsch, einen Lappenhäuptling kennen zu lernen. Zufällig hatte ein Lappenstamm gerade seine Zelte in der Nähe der Stadt aufgeschlagen, und es traf sich höchst gelegen, daß der Lappenhäuptling, Henrik mit Namen, sogar die deutsche Sprache etwas radebrechen konnte. Als der Kaiser das Lappenlager aufsuchte, stand Henrik gerade vor seinem Zelte. „Guten Tag", begrüßte ihn der Kaiser. „Ich möchte gern mit dem Lappen Henrik sprechen.

„Der bin ich", war die Antwort des Lappenhäuptlings.

„Guten Tag! Guten Tag! Henrik", fuhr der Kaiser sichtlich erfreut fort.

„Wer bist Du dann?" fragte Henrik darauf. (Bemerkt sei hier, daß die Lappen einen jeden mit „Du" anreden und ihre ganze Ausdrucksweise die eines Naturvolkes ist, das die bräuchlichen Höflichkeitsformen nicht kennt.)

„Rate mal", sagte der Kaiser.

„Du wirst doch nicht der Kaiser Wilhelm sein?", kam es über die Lippen des Lappenhäuptlings, der wahrscheinlich einen Wink erhalten hatte.

„Jawohl, das bin ich."

„Da mußt Du aber so gut sein und in mein Zelt hineintreten, um meine Frau zu begrüßen. Sie hat gerade eine gute Tasse Kaffee bereitet." Der Kaiser nahm dankend an, der Lappenhäuptling hob den Vorhang zu seinem Zelte auf, und beide traten ein. Der Kaiser weilte eine kurze Zeit im Kreise der Lappenfamilie, und galant überreichte er Henriks Frau eine goldene Brosche. Zum Abschiede meinte er: „Ja, Henrik. Nun habe ich ja gesehen, wie es Dir geht. Aber jetzt ist die Reihe an Dir! Du mußt auch mal kommen und zusehen, wie ich in meiner Heimat lebe.

„Das will ich sehr gern", meinte Henrik, und die beiden neuen Freunde trennten sich, mit den Wünschen besten Wohlergehens.

Als es Frühling geworden, zog der Lappenhäuptling sein bestes Kleid mit den schönen silbernen Knöpfen an, setzte die große Lappenmütze auf, und fuhr in seiner Pracht und Herrlichkeit nach Berlin. Da er hier hörte, daß der Kaiser in Potsdam weile, ging er weiter nach Potsdam. Er lenkte seine Schritte zum Palais, und äußerte auf der Wache den Wunsch, den Kaiser zu sprechen. „Ich bin der Lappe Henrik", sagte er, „und möchte gern ein wenig mit meinem Freunde Wilhelm plaudern". Der Lappenhäuptling wurde schließlich auch zu seinem Freunde geführt, der ihn recht herzlich begrüßte. „Wilhelm! es scheint mir wirklich, daß es Dir recht gut geht", war die im Tone der ehrlichsten Ueberzeugung gesprochene Anrede an den Kaiser.

„Das freut mich zu hören", meinte der Kaiser darauf lächelnd. „Nun mußt Du aber längere Zeit bei mir bleiben, damit Du auch alles siehst. Ich werde schon gut für Dich sorgen." Eine geraume Zeit weilte der Lappenhäuptling als Gast des Kaisers in Potsdam und in Berlin, und als er endlich sich zur Heimreise rüstete, da erhielt er von seinem Freunde, dem Kaiser, reichliche Geschenke für sich und seine Familie.

Ein grausamer Sport.

Bekanntlich ist viel von dem Hang der Angelsachsen zu grausamen und blutigen Vergnügungen, wie Hahnen- und Stierkämpfen, auch in den Volkscharakter der Amerikaner übergegangen und hat sich im Süden und fernen Westen mit jenem finsteren Zug von Blutgier und Roheit verschmolzen, der dem Charakter aller romanischen Völker, vor allem aber der Spanier, zugrunde liegt. Man sieht dies namentlich in Kalifornien, wo nicht nur zu verschiedenen Malen Truppen von spanischen Stierkämpfern mit ungemeinem Beifall große Vorstellungen gaben, wo Hahnenkämpfe ebenso gewöhnlich sind, wie heutzutage auf Kuba oder ehedem in England, sondern wo auch noch andere Volksbelustigungen und Sports, wie Tierkämpfe usw. üblich sind, die ein zivilisiertes und feinfühligeres Volk anwidern würden. Einer der beliebtesten Sports dieser Art in Kalifornien ist ein Kampf zwischen einem Bären und einem Bullen von jenen beinahe wilden Viehherden, welche die Grasfluren des kalifornischen Tieflandes an der Küste bevölkern. Wenn man hier und da einen Bären lebendig fängt und in einen Zwinger bringt, wo er, mittels eines starken, eisernen Halsbandes und einer eisernen Kette an einen Pfahl befestigt, gehalten wird, so stellt man ihm in diesem Zwinger einen starken Bullen gegenüber, um beide miteinander kämpfen zu lassen. Ein derartiges Schauspiel wird öffentlich angezeigt, ist um Geld zu genießen und findet ungemeinen Zulauf, teils als Schauspiel selbst, teils als Gelegenheit zu hohen Wetten, die ja ebenfalls bei den Kalifornierrn leidenschaftlich beliebt sind. Sobald der Bulle in den Zwinger gebracht wird, entfaltet der Bär die größte Wut schon bei seinem bloßen Anblick, und macht Miene, auf den Bullen loszugehen. Daß er daran durch die Kette verhindert wird, steigert seine Wut natürlich noch. Zuweilen greift der Bulle den Bären auf den ersten Blick an, und das Schauspiel wird dann ungemein belebt, denn Pep sucht den Hornstößen mit mehr Gewandtheit auszuweichen, als man dem anscheinend plumpen Tiere zutrauen würde, und gelingt es ihm, den Bullen mit seinen starken Zähnen zu fassen und sein furchtbares Gebiß zu gebrauchen, so hat der Bulle einen schweren Stand, und die Wetten der Zuschauer steigen fieberhaft. Bisweilen ist der Bulle aber auch vorsichtig und hält sich in angemessener Entfernung in der Defensive, bis den Zuschauern die Zeit zu lang wird und ein Hagel wohlangebrachter Peitschenhiebe den Bullen vorwärts treibt und die Entscheidung des Kampfes herbeiführt.

Leihbibliothek und Sommerfrische.

Ueber dieses Thema plaudert ein launiger Sommerfrischler in der „Neuen Freien Presse": Während die meisten Menschen alle Ursache hatten, über den Sommerregen ergrimmt zu sein, stand eine Kategorie von Geschäftsleuten dem abnormen Wetter mit gemischten Empfindungen gegenüber. Es ist der Leihbibliothekar, der des Sommers Ungunst mit einem lachenden und einem weinenden Auge verfolgte. Er machte in diesem Jahr ein glänzendes Geschäft, aber er keuchte auch vor ungewohnter Arbeit. Sonst pflegten Juli und August für die Leihbibliothek den tiefsten Frieden zu bedeuten. Es waren nur ganz wenige Uebriggebliebene, die umtauschen kamen. Neunzig Prozent der Abonnenten hatten ihr Abonnement eingestellt, der Rest ließ sich von Zeit zu Zeit zehn Bände auf einmal nach der Sommerfrische nachschicken. Oft schlief dieses Reise-Abonnement auch fast ganz ein, denn die Leute haben auf dem Lande gottlob Besseres zu tun, als unermüdlich literaturbeflissen zu sein. Die Verleger tragen ja diesem heiligen Sommerfrieden ohnedies Rechnung und lassen in dieser Zeit außer gesammelten Witzen und Anekdoten nur wenig Neues erscheinen. In diesem Jahr war das ganz anders. Das Geschäft blühte wie seit Jahrzehnten nicht, unaufhörlich liefen neue Abonnements ein, die Kisten wurden fabelhaft schnell zurückgeschickt, und es gab Familien, die sich gleich zwei oder drei Sendungen mit je zehn Bänden auf einmal erbaten. Nach den Schilderungen des Leihbibliothekars muß durch Wochen hindurch das ganze Salzkammergut mit diesen Leinwandbänden überschwemmt gewesen sein, und

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW